

# Gold und Ehre.

Von Otto M. Woelfer.  
Aus dem Dänischen überf. von J. Mangold.

(I. Fortsetzung)

## Erstes Kapitel.

Der geschäftliche Haufe Neugieriger, der nun einmal zu einer Kopenhagener Schenktrauung gehört, hatte sich an einem regnerischen Novembernachmittag gegen Abend vor der Heiliggeistkirche versammelt. Die alte Waischule des Brautgams, Madame Ludwigs, stand in Gedränge der wartenden Zuschauer und erzählte Reden, die es hören wollte, daß es wirklich der junge „polytechnische“ Kandidat Poulsen sei, der mit der Tochter des Manufakturwarenhändlers Lindenberg Hochzeit machte.

Sie waren bereits mehrere Jahre verlobt gewesen, schon als er noch Juchitz, das heißt Madame Ludwigs ganz genau, obgleich es damals noch Geheimnis sein sollte, aber, lieber Gott, sie läme ja überall herum und hörte alles. Allein, nun wäre er „Chemiker“, oder wie man es nennt, bei einer „Wissenschaft“ — aber was für eine Wissenschaft — draußen auf dem Lande geworden. Achthundert Kronen und freie Wohnung erhalte er in dieser Stelle, und, wahrhaftig, darauf beizustehen, wie, obgleich das doch nicht viel für Leute aus den besseren Ständen sei, zumal, wenn Kinder kämen. Was ihr Vater sei, der alte Lindenberg, der hätte nicht mehr, als er verdiente, das würde nicht viel, so daß die jungen Leute von dieser Seite auf keine besondere Unterstützung rechnen könnten. Aber da habe ja niemand daran zu denken — besonders in solchen schweren Zeiten, wo Jeder genug an seinem eigenen Bündel zu schleppen habe.

Sie, Madame Ludwigs, wisse sehr wohl, was es heiße, den lieben, langen Tag mit krummen Rücken dazustehen und sich fürs tägliche Brod abzuwachen, namentlich wenn man einen Mann habe, der den ganzen Tag bummelt und jeden Groschen, den er verdient, vertritt, und dazu drei unergoene Krangen und eine große Dose, die jeden zweiten Monat nach Haus komme, wenn sie keine Stelle habe, und ihrer Mutter auf der Tasche liege. Deshalb müße sie vom grandenen Morgen bis spät in die Nacht an der Waschküchle sein.

Madame Ludwigs hatte ihr Viehstallthema gefunden: ihre hässlichen Sorgen und die schweren Zeiten in wechselfelliger Beleuchtung, und sie hörte nicht eher wieder auf, als bis das Brautpaar aus der Kirche kam, worauf ein allgemeines Hin- und Herdrängen und Schreien entstand, denn jeder wollte einen Blick auf die Braut werfen.

Diese war eine kleine Gestalt, ganz in Weiß gekleidet, und hatte ein feines Gesichtchen, wenn man sie auch nicht gerade schön nennen konnte. Ihre Augen waren graublau und voll Leben, die Lippen etwas bleich, aber schön geschnitten und von einem Lächeln umspielt, das ihnen gut stand. Als sie aus der Kirche trat und die zusammengehängenen Hände gewahrt, hing ein schmerzliches Roth in ihre Wangen, aber sie ließ sich nicht verblüffen, und in dem Blick, der Madame Ludwigs zufällig freistieß, lag sogar ein schelmischer Ausdruck.

Der junge Chemiker war kaum einen halben Kopf größer als sie und, wenn auch nicht kräftig, so doch gut gewachsen. Blondes Haar und ein ebenförmiger Vollbart umrahmten sein hübsches Gesicht, worauf augensichtlich ein Schimmer von Glück lag, zumal, man war einig darüber, daß es ein schmädes Paar sei.

Als er seiner jungen Frau in den Armen half, brüllte er ihr verflochten die Hand. Sie erwiderte den Druck und zog ihn, ohne seine Hand wieder loszulassen, hinter sich her. Sodann wurde die Thür zugeschlagen, der Wagen rollte davon, und die Menge streute sich, genüssig aufstrebend mit dem Schimmer, den sie von dem Brautpaar erhascht hatte.

## Zweites Kapitel.

Erst Poulsen war der Sohn eines ehrbaren Kopenhagener Handwerkmessers, der ihn in eine gute Schule geschickt hatte. Da er weder besonders fleißig gewesen war, noch ungewöhnliche Anlagen gezeigt hatte, wurde er gleich nach seiner Konfirmation in einer Fabrikmaschine in die Lehre gegeben.

Das gefiel ihm indessen durchaus nicht; der schmutzige Arbeitskanal, die schwere Arbeit und die große Behandlung waren ihm impecchlich zumider. In Sinn und Denkwiese war er stets etwas aristokratisch gewesen, und seine liebste Phantasie hatte ihm immer eine ganz andere Zukunft vorgezeichnet, als die, die das Stehen am Ländel und das Schmelzen von Eisen in der Regel mit sich bringt.

Hätte er nur gewußt, in welcher Richtung er das große Geschick finden sollte, wozu er von der Natur offenbar bestimmt war. Aber das war gerade sein Unglück, daß er nicht mit sich selbst einig werden konnte. Wenn er Abends zeitig zu Bett gegangen war, lag er trotz seiner Müdigkeit noch stundenlang wach und phantasierte — lauter als eine Zukunftsträume und jeden Abend eines andern. Er nahm an ein

nem großen Feldzug zur Wiedereroberung von Schleswig theil, und ihm war dessen glücklicher Ausgang in erster Linie zu danken. Mit Orden bedeckt und bewandert, hielt er an der Spitze seines Heeres seinen Einzug in Kopenhagen, wo er seine Kameraden aus der Werkstatt nicht verlegnete, denn trotz seiner Größe war er nicht stolz geworden. An einem andern Abend machte er eine große Erfindung, ein Perpetuum mobile, das die Dampfmaschinen verdrängen mußte. Er selbst führte den Probefeldzug mit den sonstigen Herrschaften nach Korsör und jurück in etwa einer Stunde. Sämtliche Staaten der Welt kauften ihm seine Erfindung ab, so daß er hunderttausend Millionen und der berühmteste Mann auf der Erde wurde. Ober er trat zum Katholizismus über und wurde ganz geschwind Bischof, Kardinal und Papst, der seine Vaterstadt Kopenhagen durch einen Besuch auf den Kopf stellte. Ober er war ein großer Maler, ein zweiter Raffael, mit dem Vorbereitang um die Eternität; oder er hielt sich im Traum für einen Kaiser oder Napoleon, aber ohne Waterloo und St. Helena.

Am Tag müßte er jedoch seine mühsame Arbeit thun. Einmal hatte er jetznen Vater gegenüber Andeutungen lassen, daß er die Schmieberei nicht anstehen. Wenn er alles vorausgesehen hätte, würde er viel fleißiger in der Schule gewesen sein, und dann hätte er studieren können. Allein in diesem Punkt war der Vater unerfichtlich: was man einmal angefangen habe, müsse man auch zu Ende führen, und wenn es einem auch noch so widerwärtig sei.

So riefte sich Tag an Tag, langsam, aber unaufhörlich. Die Tage wurden zu Wochen, Monaten und Jahren, und eines Morgens hatte ein junger Mann namens Erst Poulsen seine Lehrgzeit beendet.

„Siehst Du,“ sprach der alte Poulsen, „nun läßt sich über die Sache reden. Wenn man noch nicht älter als achtzehn Jahre ist, liegt die Zukunft noch vor einem.“

Der Werkführer der Fabrik meinte, in Erst müsse medizianisches Talent entdeckt zu haben, und nach einigem Hin- und Herreden wurde beschlossen, daß er die polytechnische Schule besuchen und das Examen als Mechaniker machen solle. Das wäre ja doch, meinte er im Stillen, immerhin ein Schritt weiter zum Perpetuum mobile.

Nachdem er sich ein Jahr vorbereitet hatte, trat er in die Anstalt ein, aber es dauerte nicht lange, bis die Chemie, die er dort kennen lernte, sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Zum erstenmal fand er der Wirklichkeit gegenüber, die ihn ganz erfüllte. Es konnte von gar nichts anderem die Rede sein: Chemie, und nicht Mechanik, sollte sein Hauptstudium werden.

Zuletzt mußte der Vater nachgeben, obgleich er dieses Fach viel weniger praktisch fand.

„Wozu sollte das führen?“ meinte er. „Aber da der Sohn wollte, mußte er dem Jungen den Willen lassen.“

Nun widmete sich Erst seinem Studium mit Eifer und Lust. Im Laboratorium war er in seinem Element, und seine Lehrer betrachteten ihn als einen vielversprechenden jungen Mann, obgleich er die andern Fächer, die sein Interesse nicht in Anspruch nahmen, im Hinblick auf die Chemie, etwas vernachlässigte.

„Ach was,“ sagte Professor Diekmann, der Direktor der Anstalt, „das schadet nichts, weil Leben ja im Zeitalter der Spezialitäten.“

Ein Jahr nachdem Erst ins Polytechnikum eingetreten war, starb sein Vater (die Mutter war schon gestorben, als er noch ganz klein gewesen war), und das verurteilte eine zeitweilige Unterbrechung seiner Studien. Es war nicht gewiß, ob er die Mittel hatte, weiter zu studieren, denn, wie so viele kleine Meister, hatte sein Vater aus der Hand in den Mund gelebt, und Ersts Erbe betrug nur ein paar hundert Kronen.

Sein Vormund, ein alter Leberhändler, wollte, daß sich Erst wieder an den Amboss stelle, aber dieser Zustimmung gegenüber antwortete er entschlossen nein, es möge kosten, was es wolle. Nicht umsonst hatte er gezwungen eine so hohe Lehrgzeit durchgemacht. Sie hatte seinen Charakter geformt und ihm den Willen und die Festigkeit gegeben, durchzustehen, was er sich ernstlich vorgenommen hatte. Trotz der schimmlichen Weisagungen des Vormunds und seines mißbilligenden Kopfschüttelns warf er sich mit demselben Eifer auf die Chemie, denn er wagte, es galt entweder — oder.

Allein die wenige freie Zeit, die ihm blieb, die Abende und die Sonntage, benutzte er gewissenhaft, indem er auf eigene Hand studierte. Das waren schwere Tage, denn er hatte nicht einmal die Mittel, sich jeden Tag ein ordentliches Mittagessen zu gönnen, oder Bücher und Instrumente zu besorgen, wenn zum Arbeiten im Laboratorium hatte er keine Zeit. Allein er wurde von

seiner kindlichen Hoffnung aufrecht erhalten; es mußte ihm geliden, eine Entdeckung zu machen, die ihn mit einem Schlag wieder auf die eigenen Füße stellte. Eines Tages gab er seine letzte Krone aus, um Gerüche mit einer Chromverbindung zu machen, und Abends schloß ihm die Kiste auf dem Kopf, aber das kümmerte ihn nicht, denn das war schon öfter vorgekommen. Die ganze Nacht verbrachte er mit fruchtendem Wagnen bei seinen Versuchen. Die Entdeckung war so nahe, wie es ihm schien — da plagte die Notiz, und für diesmal war es mit der Hoffnung aus.

An den folgenden Tagen ging es nicht besser, die Entdeckung wollte nicht kommen. Es fehlte ihm eben noch eine Kleinigkeit zu einem zweiten Versuch oder Scheitern, aber die Hilfe kam von anderer Seite.

Dem Professor Diekmann that es leid, daß der aufgeweckte Schüler die Anstalt nicht mehr besuchte. Er verschaffte ihm ein Stipendium von einigen hundert Kronen auf drei Jahre, und damit war alle Sorge zu Ende. Erst lag der galvanochemischen Anstalt Lebewohl und hielt wieder seinen Einzug ins Polytechnikum.

## Drittes Kapitel.

Erst, polyt. Erst Poulsen bemohnte in vierten Stock eines Hauses in der Münstergasse eine kleine Kammer, worin nicht mehr Raum war, als ein Bett, ein Tisch und einen Bücherstapel aufzustellen. Ein Fenster, wo er seinen Arbeitsplatz hatte, war nur ein Stück auf die gegenüberliegenden Häuser mit ihren schmutzigen Vorhängen und ein Stück Himmel, wo spät am Nachmittag einen Augenblick die Sonne schien. Aber es war lange hell da oben, und er konnte die Buchstaben in seinen Büchern noch erkennen, wenn es unten auf der Straße schon dümmerte und die Gaslaternen angezündet wurden.

Erst war nun bald vierundzwanzig Jahre alt und stand nahe vor seinem Examen. Mit gutem Gewissen konnte er sich sagen, daß er tüchtig gearbeitet habe, so daß er ein Jahr früher so weit gekommen war, als es in der Regel geschah.

Eines frühen Morgens gegen Ende Mai sah Erst auf seinem Platz ein Fenster, ganz vertieft in eine organische quantitative Analyse. Vom gegenüberliegenden Hause, dessen Vorderseite von der Morgensonne getroffen wurde, warf ein Fenster die Sonnenstrahlen auf seinen Tisch und die auf dem Fensterbrett liegenden Reagenzgläser und Kolben.

Einem Augenblick hob er den Kopf und blinzelte in dem starken Licht, das ihn belästigte, aber plötzlich und unerwartet wurde seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so daß er beinahe in die Höhe gesprungen wäre.

Dort drüben am Fenster, halb verborgen hinter den Gardinen und einigen Topfpflanzen, aber nicht desto weniger im hellen Sonnenlicht stand ein junges Mädchen im Morgenanzug. In demselben Augenblick, wo er den Kopf erhob, sah sie herüber, so daß sich ihre Blide eine Sekunde begegneten. Sie hatte ein kleines, feines Gesicht, eingehüllt von Lichtem, von der Sonne vergoldetem Haar, und mit einem milden, hübschen Augenpaar, dessen Blide sofort ein wenig verwirrt an der Fensterleiste weiterwanderten, worauf die Gestalt im Hintergrund des Zimmers verschwand.

Lange Zeit ließ er stehen, ohne seine Stellung zu verändern, aber stark sein Herz zu hüpfen, als er es gesehen hatte, denn diese plötzliche Erscheinung hatte ihn mit eigenhümlicher Macht ergriffen, er wagte nicht vorum und weis. War es der strahlende Sonnenschein oder der frühe Morgen, wo die Sinne am empfänglichsten für äußere Eindrücke sind, oder war es etwas in ihm selbst, was seine Erregung verursachte? (Fortsetzung folgt.)

— Schnell besonnen. Moseleben: Menerleben, komm' mit mir, mer woll'n zum Kaufmann Müller, 's läßt sich machen e Geschäfte. Menerleben: Wie heißt, zum Kaufmann Müller, was wollst saß zwei Stunden weit, — nei for e Wissen geh' ich' raus! Moseleben: Aber de bist meschugge, 's gibt gnonzig Mark je verdienen! Menerleben: Du, worum sagst' es denn net gleich? Auf der Stell' geh' ich' mit der, das is was anderes!

— Rindlich. Mama (den kleinen Erst zu Bett bringend): So, nun schlaf, die Engeln wachen über dich! Erst: So, die müssen auch Nachwächter sein? — Richtig. Frau (zum Bediener der Tochter): Das muß ich leider sagen, meine Tochter hat so gar nichts von mir! Bediener: Da nehme ich sie!

# Der Brief.

Skizze von Hanns Wohlbold.

Am Abend, als der Nebel in feuchten Schwaden über die Erde troch und der sohlende Mond rieselgroß hinter seinen durchsichtigen Schleieren über dem Walde hing, wurde der Hauptmann Zergunoff erschossen. Er war nicht der erste Mann des Petersburger Regiments, der unter einer Kugel fiel. Trotzdem horchte alles auf, als der Schuß kurz und hart, so wie wenn ein Hammer auf Eisen schlägt, durch die Abendstille klang. Der Krieg an der deutschen Ostfront war schon im Verleben, seit getieren bestand ein kurzer Wasserstillstand und Zergunoff ging sorglos aufrecht über die zerrissene Erde, in die sich das Graben eintrief, als ihn das Geschöß niederstreckte. Wie die Umstände lagen, konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Schuß aus einem russischen Gewehrlauf kam. Der ihn abgefeuert hatte, das wußte allerdings kein Mensch — nur der Infanterist Witia Scharow.

Am Walden zwischen den zerstörten Baumstämmen, hatte er das Gewehr eines Toten gefunden. Damit vollbrachte er die Tat. Nachher kehrte er auf Umwegen in seinen Unterstand zurück. Niemand achtete auf ihn. Es ließen heute gar viele Leute draußen herum — wie sollte man unter ihnen den Täter suchen.

Zeit sah er im Dunkeln der Nacht und wunderte sich beinahe über seine rasche Tat. Er beruhte sie nicht und er fürchtete auch nicht, daß man ihn etwa gesehen haben könnte. Trotzdem lächelte er zusammen, wenn sich draußen ein Schritt näherte, denn noch hing die Gefahr über seinem Haupt. Wenn er nicht baldigst das ausschrie, was ihm zu tun noch übrig blieb, so konnte es kommen, daß man ihn vielleicht noch in dieser gleichen Nacht fahste.

Langsam hüfte er sich auf. Die Kameraden, die mit ihm die Erdhöhlen teilten, lagen schon in tiefem Schlaf. Ihre kräftigen, regelmäßigen Atemzüge drangen an sein Ohr und draußen hallte der Schritt des Postens auf der harten Erde. Witternacht war nahe. Um zwölf Uhr sollte Witia Scharow selbst die Wache beziehen. Er erhob sich und trat aus dem Unterstand in die Grabenmacht hinaus. Der Nebel war dichter geworden, er hing in breiten Streifen über dem Land und dem Wald, der bald unterging, stand blutrot über dem roten Wald. Ein Pferd wühlerte in der Ferne und aus irgend einer Erdhöhle drang gedämpfte Sengen und halbstarflimmerndes Seitenpiel.

Witia näherte sich dem Mann, der auf Posten stand und sagte ihm, daß er jetzt bereits für ihn eintreten wolle. Der andere war froh darüber und ging. Witia Scharow wanderte den Graben entlang und wieder zurück. Zweimal, dreimal machte er den Weg, dann blieb er vor dem Eingang des Offiziersunterstandes stehen, in dem der erschossene Hauptmann gewohnt hatte, und blühte hinein.

Ein kleines Licht brannte im Dintergrund der finstern Höhle. Der Offiziersburde kauerte schlafend in der Ecke unter einem buntem, schlechten Heiligenbild, das an der Wand hing, mit fliegenden Füßen. Noch war da drinnen alles so, wie er es kurz vor Sonnenuntergang gesehen hatte. Das Lämpchen war farges Licht auf den elenden Quast der Höhle — den alten Tisch, der aus einem zerstörten Bauernhaus in der Nähe kam, die Gewehre, in deren bruntenen Rängen sich die Flamme spiegelte. Auf einer Kiste lagen Papiere, Zeugnise und Schriftstücke, oben auf ein einzelnes Blatt. Der Soldat presste die Hand auf das laut pochende Herz. Das war der Brief, um dessen willen er den Hauptmann erschossen hatte.

Der zweite Posten ging vorüber und Witia Scharow wuschelte ein paar gleichgültige Worte mit ihm. Dann wartete er, bis jener weitergegangen war. Mit ein paar Schritten war er hinter der Nebelmauer verschwunden. Noch eine Sekunde überlegte Witia, dann schloß er geübt durch die niedrige Deffnung in den Unterstand, und als er gleich darauf wiederkam, zerknüllte er ein Papier in der Sand. Er war halb von Sinnen vor Erregung, seine Arme wankten und vor seinen Augen verschwam alles. Von dem furchtbaren Abdruck bereit, hätte er am liebsten aufgeschrien, er wußte sich dazu zwingen, es nicht zu tun. Wie ein Schlafmandelnder ging er durch den Graben. Die Befreiung war ebenjo plötzlich über ihn gekommen wie vorher die Tat. Bis zu diesem Augenblick verstand er weder das eine, noch das andere. Wie der Nebel vor seinen Augen lag, so umhüllte seine Seele ein grauer Schleier.

er, durch den sein Blick nicht zu dringen vermochte. Wie im Traum hatte er diesen ganzen Tag durchlebt, und wenn er überhaupt etwas von den Dingen wußte, so war es nur das eine, daß irgend eine unfähige Hand ihn gehalten und geführt hatte. Eine Hand — viele Hände waren da, sie griffen aus dem Dunkel heraus, durch das er sich mühsam weiterroste, und stießen ihn in irgendeiner Richtung vor sich her. Er sah den Weg nicht, auf den sie ihn drängten. Nur plötzlich, wenn der Nebel zerriss, fand er sich an einem Ziel, das er nicht gewollt hatte und vor dem er erkaute.

Am frühen Morgen dieses Tages hatte er einen Brief von daheim bekommen, über den er erkrankt. Alles stürzte in einen bodenlosen Abgrund. Die Seinen hatten kein Wort mehr zu essen und die Nachrichten waren böß wie wilde Tiere. Die Hände derer, die er liebte, streckten sich lebend in das Dunkel seines Lebens herem, sie boten um Hilfe. Witia Scharow beschloß zu desertieren. Hunderte waren während der letzten Wochen desertiert. Obgleich er hatte einen strengen Befehl verliehen, es sollte ein Exempel statuiert werden. Wer weiterhin zu desertieren verlor, der würde erschossen.

Trotzdem probierte Scharow sein Glück. Er war von Sinnen, seit er den Brief erhalten hatte, ihm war es gleichgültig, was geschehen würde. Langsam schlenderte er in den Morgen hinein, als wolle er spazieren gehen, wanderte aber durch das zerstörte Waldchen, aus dem heraus er den Hauptmann Zergunoff abends erschoss, und er wäre noch weiter gekommen, hätte nicht jenseits des Waldes zwischen den Feldern Zergunoff seinen Weg gekreuzt. Er kehrte von einem Spazierritt zurück und stellte ihn.

Sie waren aus demselben Dorf, Zergunoff und der Soldat, der Hauptmann war der Sohn des Gutsherrn. Witia Scharow ein Bauer. Es wurden nicht viele Worte zwischen ihnen gewechselt. Der Soldat versuchte gar nicht, etwas abzuleugnen. Wie ein geprügeltes Pferd schloß er hinter dem Pferde des Hauptmanns her, schweigend, aber sein ganzes Wesen kammte sich auf gegen das Furchtbare, das ihm bevorstand.

Wäre er vorgezogen, gefahren noch desertiert, so wäre er davongekommen, wie die anderen. Heute ging es nicht mehr.

Der Hauptmann sagte mit finstergelungenen Brauen nicht viel, als er sprach, das war wie ein Todesurteil. Er mußte den Vorfall dem Regiment melden. Witia konnte auf keine strenge Frage hin nicht in Worte stellen, daß er sich der Tragweite seines Tuns hätte bewußt sein müssen. Dann wurde er vorläufig entlassen.

Stundenlang lag der Soldat wie ein Fiebersender auf seiner Peitsche. Einmal ging er hinaus und spähte in den Unterstand des Offiziers. Der Hauptmann sah und schrieb. Das war — Witia wußte es — die Meldung an das Regiment. Später ging er fort. Scharow lag in einiger Entfernung hinter ihm her, als hätte es so sein müssen. Erst wußte er überhaupt nicht, warum. Dann dachte er, er wolle um Gnade bitten. Wenn der Hauptmann nichts meldete, war alles gut, denn bis jetzt wußte gewiß noch kein anderer von der Sache. Dann fand Scharow das Gewehr. Der Satan, dachte er, habe es wohl in seinem Weg geworfen.

Wie er jetzt in der Witternachtstunde dahind, das zerknüllte Papier, Zergunoffs Brief, in der Sand, und über alles nachdenken wollte, so begriff er nicht. Sie waren doch zusammen aufgewachsen, als Kinder hatten sie miteinander gespielt. Der Hauptmann war ein guter Mensch gewesen. Warum war das alles nun gekommen?

Zwei Stunden lang wanderte Witia Scharow durch die Mauern des Grabens, der wie eine Mauer rings um stand, und als er endlich abgesehlt wurde, wankte er an Leib und Seele todmüde, in sein Erdloch. Er warf sich auf sein elendes Lager und entzündete ein Lichtstämmchen. Mit bebenden Fingern entzündete er das zerknüllte Papier, er Zergunoffs Meldung an das Regiment zu lesen, ehe er sie verbrannte. Aber kaum hatte er einen Blick auf das Blatt geworfen, als er fragte. Es war ein langer Brief. Witten auf der Seite fand er seinen Namen:

— „Und domy, meine Lieben, las er. „Hüte ich Euch, sorgt für die Familie des Witia Scharow. Der arme Witia sollte heute desertieren. Ein schlimmer Brief aus der Heimat hatte ihm um sein blassen Verstand gebracht. Ich drohte ihm mit einer Meldung an das Regiment. Er soll etwas in Angst sein, und in Zukunft solche Streiche zu unterlassen. Es sind strenge Vorschriften über Desertireure herausgekommen. Wenn ich Witia nicht melde, ist das eigentlich gegen die Pflicht. Aber er ist ein braver Mensch und schließlich kann man auch einmal das Herz sprechen lassen. Er wird es mir danken, wie ich ihn kenne.“

Witia war aufgesprungen, seine Augen weiteten sich, als er seltunglos auf das Schreiben starrte. Erst schien es, als wolle er auf der Stelle zusammenbrechen. Dann wanderte er sich um, schluchzend, und taumelte wie ein Trunfener in den nächstlichen Nebel hinaus.

## Am Jadesüßen.

Die Trümmer der deutschen Seebeckerei.

Am Nordseestrand in Wilhelmshaven. In unheimlichen Brandstätten und brausen die grauen Wellen an die steingefalteten Felsungen der eigenen Bucht. Sie umföten den Leuchtturm, der drüben hoch und einsam ragt, brechen sich an den zungenförmig vorgestreckten Wölen und kläffern im ruhigen Busen der Bucht an dem pärtlichen Welt der einst so stolzen kaiserlichen Armada. Räder und Waffen des wilhelminischen Zeitalters sind zu grotesk-förmlicher Dürftigkeit zusammengeschmolzen. Und angesichts der wenigen in Hafen liegenden Kriegsfahrzeuge zweiter und dritter Garnitur gemahnt das laute Gekolper altdeutscher Kriegsbarden Drinnen im Lande an die hoffnungslosen Fahrten des Germanenhelden.

Grau und einsam liegen die von der Ablieferung verödeten geliebten Schiffe. Ein paar Soldaten halten Wache, damit nicht von den eigenen Landeseuten das noch vollendet geblieben wird, was uns der unerbittliche Feind gelassen. Eine stille, stumme Welt breitet sich heute dort, wo einst laute militärische Drillworte erklangen. Damals, wo Deutschlands Zukunft noch auf dem Wasser lag, — Abmontieren die letzte Herlichkeit ist heute zur Leistung geworden. Unerbittlich und unermüdlich greifen täglich schwere Arbeiterhände den schwimmenden Eisenkästen in die Eingeweide, um nach und nach die unzeitgemäß gewordenen Werte in ihre einzelnen Teile zu zerlegen. Jedes projektieren drüben auf den ausgebeuteten Wertanlagen in den technischen Bureauen, zu deren Herstellung jetzt die Arbeit umgehört wird. Und auch über die zukünftige Ausnutzung des Nordseehafens sinnen und denken die Volkswirtschaftler und Geographen.

Der Kriegshafen und die Werft standen jahreslang in enger Wechselwirkung. In emtiger Ununterdrücktheit wurde in den Werkstätten Stahl und Eisen für Reparaturen geschmiedet. Und auch die Stadt, die in künftigen Halbtags von Wasser umhüllt wird, hatte teil an dieser Wechselwirkung. In der Freude wie im Schmerz. Maat und „Kuli“ stellten den wesentlichsten Teil des Publikums in den Straßen und Lokalen. Enge Bermanntdarftände festelten Militär und Zivil. Und so kam es auch, daß, als die zu stöler Siegeshoffnung umgelegene Scharte von Stagnation ihre gräuliche Kunde in die Stadt warf, die Frauen und Bräute in langer Sorge nach dem Hafen drängten, obwohl die ersten Boten des Sommers ihre Schatten warfen.

In unendlicher Gräberreihe ruhen die Toten von Stagnation auf dem großen Friedhof in Wilhelmshaven. Lindenborff-Tirpitzsche Diplomaten-Treffen einen herrlichen Sieg der deutschen Waffen, und der oberste Kriegsherr schickte an Krupp ein begeistertes Huldigungstelegramm ab der Güte des deutschen Stahls. Auf diese Weise lullte man Heimat und Schützengraben ein. Der Wilhelmshavener Presse war strenges Schweißgebot anbefohlen.

Heute zeigt die Stadt ein anderes Gesicht. Nichterner und prosaischer. Weder Maat noch Maatin promovieren durch die schmalen Straßen, und wenn ein Zivilist in eine Wirtschaft tritt, wird er in unvorkommender Weise behandelt als Fremder, wo das Zivil nichts, das Militär alles galt. Nach und nach wurden's ihrer immer weniger. Und heute sind es nur noch einige Jährling Moskauer Reichswehrtruppen, die die Stadt beböföern.

Wo einmala von Minute zu Minute vom Meere her starke Strome die Luft zerföhen, ist heute Alltagswille. Fort ist alles Kriegsgelächel. Gerühiger Werktagstrieden nicht sich in den Sonnenuntergang. Wohl hämmerts, pöchts und schmiebets in den geräumigen Werkstätten, die Feuer sprühen, und schwarzer Qualm wogt aus hohen Schornsteinen. Wie all die Jahrzehnte lang wöhlen sich des Nachmittags am Arbeitsföhl die ruhigen Arbeiterjahren aus den Lören der Werk, ergrüeten sich in die Handstragen und vertieren sich in den Nebengängen. In des militärische Kommandanten ist mit dem Seulen der Sirenen verum empunden. Ueber die Arbeiter ist etwas Neues gekommen. Etwas Neues, das sie früher, als die Zeit der Angeberei und des Herrentums auf der „kaiserlichen“ Werk ihre Heimat hatten, vielfach nicht kannten. Freilich, das Unwissen der Werk machte auch eine Anzahl während des Krieges tätiger Arbeiter und Angestellter überflüssig. Der Wan

ben Fischdampfern, Lokomotiven und netalernen oder höherem Ausgörat benötigt nicht mehr jene Massen, die während der Kriegsjahre in emger Arbeit bemüht waren, dem geschäftigen Moloch das verderbenbringende Futter in den weitgeföneten Klauen zu werfen. Dem Tribut, den alle Kriegsschiffswerken nach dem militärischen Zusammenbruch zahlen mußten, sind auch Wilhelmshaven und Rüstingen, die Schwesterstädte an der Bucht, nicht entgangen. Doch wie anderwärts, so bedingten auch hier die großen, die weiten Döds und die geräumigen Hallen, die schweren Maschinen und die hohen Nischenräume ihre Ausbarmdung. Und die Reichsregierung hat alle Vorjorge getroffen, damit die wirtschaftliche Zukunft dieses Industriegebiets gesichert ist. Damit nicht diesen industriellen Ausläufern des eldenburgisch-sprengischen Bauernlandes ein aberwidliches Vinctalschicksal beschied wird, wie es die Sage von der auf dem Boden der Nordsee ruhenden Stadt zu berichten weiß, deren Gloden man an stillen Sonntagnachmittagen Hingen hören soll.

Die Zeiten kommen und gehen. Vor einem Jahrhundert hat hier auf dem weitverödeten Küstenvorposten Napoleon geandert und strategische Pläne getrumt. Drei Jahrhunderte später kam weiland Wilhelm der Zweite, der „oberste Kriegsherr“, nahm „den Treizid in die Faust“ und hielt grimmige Reden über's Meer hinüber zu den angel-sächsischen Vettern. Alles ist veröänglich. Der Kaiserwahnismus eines Napoleons und der eines spätere boren kleineren zerföhen. St. Helena und Amerongen wurden nicht Able für gewesene und angehende Weltbeherrsher.

Und nun steht ein neues, friedfertiges Geschick auf schwingenden Nordseeböden, grüßt das Meer, wie einst geistig tausend Orkneybergen und heft und wartet in banaler Sehnsucht und Sorge der reichen Kaufmannschaft, die von fremden Gestaden an die deutsche Küste kommen sollen.

Chalant! In unheimlichen Brandstätten und brausen die grauen Wellen an die steingefalteten Felsungen der eigenen Bucht, und vertöhen das ewige Siegesgelächel der Frost und schneien der eisigen und wassentretenden Kriegsgöote zu flotten, die einmala hier das Meer durchföhrten. Das ewige Siegesgelächel der Kraft. — Wird es dem deutschen Volk gelingen, die Zeiten altdeutscher Gewaltpolitik zu veröhlen und sich kraftvoll aus des Jammers Gegenwart hochzurecken?

## Treibende Minen

Wissen noch auf Jahre hinaus eine Gefahr für die Schifffahrt.

In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften gelangte ein Bericht des Fürsten von Monaco über den Meer, den die im Meere treibenden Minen verfolgen, zur Verlesung. Nach Ausweis der Feststellungen des amerikanischen Wetterbureau und des hydrographischen Amtes der Vereinigten Staaten wurden seit dem Dezember 1918 im Atlantischen Ozean 14 Minen angetroffen. Eine dem Bericht des Fürsten beigegebene Karte verzeichnet die genaue Lage jeder dieser Minen mit dem Datum ihrer Auffindung. Es handelt sich dabei um die ersten der noch einer vierzigjährigen Umhänzung von Amerika zurückgekommenen Minen, die in der Küste Europas, insbesondere vom Eismeer aus, von der Strömung durch den Kanal und den Golf von Gascogne an den Küsten Spaniens und Portugals, den norrischen Inseln, den Antillen und den Lören vorbeigeföhrte worden waren, um endlich nach Europa zurückzukehren. Wenn auch mancher Weise behandelt als Fremder, wo das Zivil nichts, das Militär alles galt. Nach und nach wurden's ihrer immer weniger. Und heute sind es nur noch einige Jährling Moskauer Reichswehrtruppen, die die Stadt beböföern.

Wo einmala von Minute zu Minute vom Meere her starke Strome die Luft zerföhen, ist heute Alltagswille. Fort ist alles Kriegsgelächel. Gerühiger Werktagstrieden nicht sich in den Sonnenuntergang. Wohl hämmerts, pöchts und schmiebets in den geräumigen Werkstätten, die Feuer sprühen, und schwarzer Qualm wogt aus hohen Schornsteinen. Wie all die Jahrzehnte lang wöhlen sich des Nachmittags am Arbeitsföhl die ruhigen Arbeiterjahren aus den Lören der Werk, ergrüeten sich in die Handstragen und vertieren sich in den Nebengängen. In des militärische Kommandanten ist mit dem Seulen der Sirenen verum empunden. Ueber die Arbeiter ist etwas Neues gekommen. Etwas Neues, das sie früher, als die Zeit der Angeberei und des Herrentums auf der „kaiserlichen“ Werk ihre Heimat hatten, vielfach nicht kannten. Freilich, das Unwissen der Werk machte auch eine Anzahl während des Krieges tätiger Arbeiter und Angestellter überflüssig. Der Wan

— Aus dem Gerichtssaal Richter: „Warum haben Sie die Kasse Ihres Chef erbrochen? Sagen Sie es ganz aufrichtig!“ Angestellter: „Weil ich dachte, es sei 'was Drin.“